



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

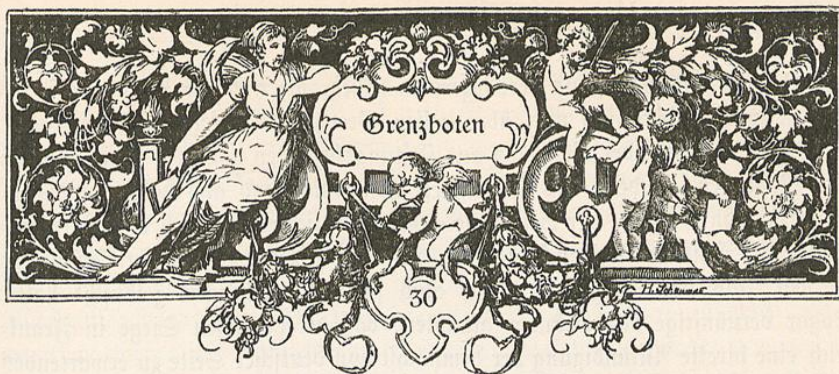
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Holland und Deutschland

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Holland und Deutschland



urch einige Zeitungen ist vor längerer Zeit die Nachricht gegangen, daß Emden am Dollart zum Kriegshafen gemacht werden solle. Nicht die eigentliche Stadt selbst, weil man hier mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, wie bei den Anlagen von Wilhelmshaven, sondern ein etwas mehr als eine Stunde westlich davon liegender Punkt, die Knof genannt. Dies ist die Stelle, die auf der preussischen Seite des Meerbusens allein vor Verschlickung gewahrt ist, die deshalb jahraus jahrein denselben Wasserstand zeigt und auch zur Zeit der tiefsten Ebbe Tiefe genug haben soll, auch den schwersten Kriegsschiffen die Einfahrt zu erlauben. Doch nicht darüber soll hier die Rede sein, welche Vorteile unsrer Marine eine kriegerische Anlage an diesem Punkte bieten würde. Schon aus dem Grunde nicht, weil nach dem Urteile vieler Sachverständigen ihre Verwirklichung, dem Gang der Entwicklung entsprechend, den unsre Kriegsflotte infolge des Gesetzes vom 14. Juni nehmen muß, nur eine Frage der Zeit sein könne.

Dagegen ist die aufgeworfne Frage auch sonst wichtig und bedeutsam genug, an sie eine Erörterung zu knüpfen, die wirtschaftlich und politisch voll des aktuellsten Interesses ist. Schon am Ende der fünfziger Jahre war die Absicht der preussischen Regierung auf eine Landerwerbung zum Zweck einer Hafenanlage in der bezeichneten Gegend gerichtet, doch sie scheiterte an dem Widerstande Hannovers. Aber auch wenn die Pläne für die erste Grundlegung einer deutschen Seemacht einer bundesfreundlichen und nationalern Auffassung des Welfenstaats begegnet wären, so hätte sich doch jenseits der Bereitwilligkeit der befreundeten Macht ein andres Hindernis erhoben, das deshalb schwieriger zu überwinden war, weil es von einem fremden Staate ausging. Noch vor einem Jahrzehnt und gewiß erst recht zu einer Zeit, wo sich die ersten Gedanken an Seegelung in Deutschland zu regen begannen, würde die Absicht, einen Kriegshafen der niederländischen Küste gegenüber zu bauen, in Holland

eine Unruhe und Bewegung hervorgerufen haben, die nicht im Lande selbst geblieben sein, sondern sich weit über dessen Grenzen fortgesetzt haben würde.

Wer die Holländer nicht bloß aus Zeitungsberichten und aus Schilderungen von Reisenden, sondern aus der eignen Erfahrung und aus dem Zusammenleben mit ihnen kennt, der weiß, wie außerordentlich empfindlich das Nationalgefühl des sonst so ruhigen Volkes ist, und wie besonders eiferfüchtig aufgeregt es war, als der Krieg von 1870 auch seine Erwartungen getäuscht hatte. Sogar vernünftige Niederländer glaubten, daß die deutschen Siege in Frankreich eine direkte Ankündigung der demnächst von deutscher Seite zu erwartenden Feindseligkeiten bedeuteten. Wenn die deutsche Regierung nach 1870 auf den Gedanken hätte kommen können, die Befestigungen von Wilhelmshaven ruhig im Schlamm stecken zu lassen und dafür neue an der Knok zu bauen, so würde man innerhalb der holländischen Grenze allgemein der Meinung gewesen sein, daß nunmehr eingetreten sei, was man überall befürchtete, die erste Veranstaltung der Anneziionslust, die, nachdem sie innerhalb des alten Bundesgebiets ihre Weide abgegrast habe, nicht vor den Hoheitsrechten des Nachbarstaats Halt machen würde.

Seit jenen Tagen einer unbegreiflichen Preußenfurcht, die den Leuten so wenig auszureden war wie dem eingebildeten Kranken seine Halluzination, haben sich die Zeiten sehr geändert. In welchem Maße, das geht aus der bekannten Äußerung des Fürsten Bismarck hervor, die in die Zeit der russisch-türkischen Wirren fällt, daß die Interessen, die Deutschland auf der Balkanhalbinsel zu vertreten habe, nicht so viel wert seien, die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers daran zu setzen. Das mag auch jetzt noch der Fall sein, aber nebenher geht die Thatsache, daß augenblicklich in deutschen Häfen ganze große Schiffsloadungen dieses kostbaren Materials an Bord von Transportdampfern gebracht worden sind, um im fernen Ostasien die nationalen Interessen mit dem Leben zu verfechten. Es haben Wertverschiebungen stattgefunden, die den an ihnen beteiligten Völkern das Nächste in eine kaum noch erkennbare Ferne gerückt und das weit Entfernte in den Vordergrund ihres Interesses gezogen haben. Die Holländer haben um die Sicherheit ihrer Küste jetzt so wenig Sorge, als ob sie auf dem Balkan läge, aber sie zittern für ihre Kolonien im fernen Weltmeer, als ob sie dem Kreuzfeuer preußischer Batterien ausgesetzt wären.

Wenn im gegenwärtigen Augenblick die Knok in einen deutschen Kriegshafen umgearbeitet wäre, so würden die Holländer ihre politische Selbständigkeit durch die Kanonen dieser Festung nicht für bedroht, sondern für verteidigt halten, während alle Versicherungen Englands, die Neutralität und den Bestehstand der Niederlande achten zu wollen, sie keinen Augenblick darüber in Zweifel lassen würden, daß zu ihrer völligen Sicherheit realere Garantien nötig sind, als die ihnen die mit den heiligsten Eiden beschwornen Verträge zu leisten imstande sind. Die Zeit hat mit einer Plötzlichkeit des Umschwungs, die beispießlos ist, die Welt von oberst zu unterst gekehrt und hat einmal wieder

das wahre Sein der Dinge ans Tageslicht gebracht. Daß nicht die politische Gestaltung des Menschenlebens das erste ist, worum es Sorge trägt, sondern die Frage, wie es sich wirtschaftlich durch die Zeit bringe, das ist eine Wahrheit, die jeder denkende Mensch ohne weiteres zugiebt, der er sich aber lange nicht überall und nicht immer mit wünschenswerter Klarheit bewußt bleibt.

Woher anders die so häufig in der Geschichte wiederkehrende Erscheinung, daß allein politischen Einrichtungen zuliebe, als ob sie in erster Reihe für das Glück entscheidend wären, den Menschen in ihrem wirtschaftlichen Dasein Zwang angethan wird? Es gab eine Zeit, wo sich die Niederländer, während sie wirtschaftlich schon lange selbständig waren, politisch an das spanische System gefesselt fanden. Das hätte lange so bleiben können, und wer weiß, ob sich die nördlichen Provinzen nicht ebenso gut auf die Dauer in die Unterdrückung ihrer „Gedankenfreiheit“ gefunden hätten wie die südlichen, wenn sich nicht die despotische spanische Voreingenommenheit auch in die wirtschaftliche Freiheit ihrer niederländischen Unterthanen gemischt hätte. So aber besannen sich diese auf ihre Lage und fanden, daß es sich zur Rettung ihrer Unabhängigkeit in Handel und Wandel, in Verkehr und Gewerbe wohl des Kampfes um die politische Freiheit lohne.

Daß die vereinigten Niederlande diesen Kampf trotz der feindlichen Übermacht siegreich durchführen konnten, hatten sie der Gunst einer Zeit zu verdanken, wo die um sie herumgelagerten Staatengebilde an wirtschaftlicher Konzentration ihrer Kräfte weit hinter ihnen zurückstanden. In Spanien selbst, als dem mächtigsten in sich geschlossenen Nationalstaate, war man von einer planmäßigen Einteilung und Anspannung der Steuerkräfte, wie überhaupt von einer geordneten Finanzverwaltung vielleicht am weitesten entfernt, in England und Frankreich begannen die Regierungen erst, sich auf diese Entfaltung der in Land und Volk ruhenden Kräfte zu besinnen, und im Deutschen Reiche kamen die sich hier und da zeigenden Anläufe, aus der Natural- zur Geldwirtschaft zu gelangen, bei der staatlichen Verwirrung kaum in Betracht. Kurzum, es gab damals in ganz Europa kein wirtschaftlich zusammengehöriges Ganze, das den Prinzipien der modernen Staats- und Volkswirtschaft näher kam als die spanischen Niederlande.

Die Folge davon war, daß diese reichen Provinzen, die das Geld nicht bloß zu gewinnen wußten, sondern es auch im Ausgeben zur Erreichung ihrer Zwecke auf die richtigen Punkte zu leiten verstanden, den aufgezwungenen Kampf nicht bloß mit Erfolg aufnehmen, sondern auch siegreich zu Ende führen konnten. Indes auch das ist es nicht allein, was unsre Bewunderung erregt, sondern fast noch staunenswerter ist es, daß dieses kleine und dazu noch in sich geteilte Staatswesen die gewonnene Selbständigkeit über hundert Jahre als Großmacht hat behaupten können. Der Freiheitskampf, den die Holländer hinter sich hatten, war glorreich, aber Spanien war trotz der Fülle seiner äußern Machtmittel innerlich schwach und unbeholfen gewesen, viel drohender sah es mit ihrer Zukunft aus, wenn sie sich den mächtig aufstrebenden Großstaaten Frankreich und

England gegenübergestellt fanden. Der eine war ebenso gefährlich zu Lande wie der andre zu Wasser; trotzdem sicherte ihnen die Summe aller patriotischen und kriegerischen Tugenden auch hier den Erfolg.

Freilich ist es eine andre Frage, ob auch auf die Dauer im Kriege mit England der bloße Heldenmut und die bloße Hingebung genügt hätten, die gewonnene Stellung zu behaupten, und es giebt sehr gewichtige Gründe, die das unwahrscheinlich machen. Die wirtschaftliche Geschlossenheit, die in schwerer Zeit dem kleinen Lande den Vorteil über viel größere gegeben hatte, mußte im weiteren Verlauf in demselben Maße an Wirkungsfähigkeit abnehmen, als diese sich ihrer eignen Kraft bewußt wurden und sie zu gebrauchen gewillt waren. Dazu kommt, daß Holland sich von vornherein nur auf sich angewiesen sah. Seine Lage brachte es mit sich, daß die Möglichkeit zu territorialer Ausdehnung nur nach Süden hin gegeben war, aber hier hatte der Ausgang des Kriegs den Beweis geliefert, daß nicht die Gleichheit der wirtschaftlichen Interessen ausschlaggebend war, sondern die Verschiedenheit des nationalen Charakters. Was zu Cäsars Zeiten die Belgier von den Batavern trennte, hat auch im Kampf mit den Spaniern dem Norden und dem Süden die ganz verschiedenen Ergebnisse gebracht, und wenn sich Holland im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Losreißung der vorzugsweise wallonischen Provinzen hat gefallen lassen müssen, so geht auch hieraus hervor, daß das Ferment, das in der wirtschaftlichen Identität gegeben war, nicht ausreichte, den nationalen Gegensätzen zu gebieten. Um es mit andern Worten zu sagen, so hatte Holland bei aller Intensität des ihm eigentlichen Lebensdranges doch die Eigenschaften nicht in sich, die es befähigten, das Fremde an seinen Grenzen anzuziehen und es mit sich zu verschmelzen. Mag nun dieser Mangel an Aufnahmefähigkeit in einer gewissen spröden Art des Volkscharakters liegen, die das anders geartete zurückstößt, oder in der Enge und der Unzulänglichkeit des Landes, das der genügenden Mannigfaltigkeit der Daseinsvoraussetzungen entbehrt, die auch fremdartigen Lebenselementen den ausreichenden Nährboden bieten könnte, jedenfalls blieb Holland an Quadratmeilen und Bevölkerungszahl zu klein, als daß es den Anforderungen gerecht zu werden vermochte, die die fortschreitende Zeit unter dem riesenhaft anschwellenden Wachstum der großen nationalen Mächte Europas an seine Kraft stellte.

In der alten griechischen Philosophie ist von der Autarkie, das heißt von der nur auf sich beruhenden politischen und wirtschaftlichen Lebensfähigkeit eines Staats die Rede, aber die Erörterung ist ohne eigentlichen praktischen Wert geblieben, weil sie der wirklich lebendigen Voraussetzung ermangelt, die ihr Halt geben kann. Die alten Philosophen haben es vergessen, der innern Notwendigkeit des Wachstums Rechnung zu tragen, die dem Staate nicht minder innewohnt als dem Individuum. Staaten müssen wachsen wie die einzelnen Lebewesen; werden sie daran gehindert, so müssen sie verküppeln oder sonst verkümmern, wenn sie nicht ganz untergehen.

Die Niederlande hatten das Bedürfnis zu wachsen und sich auszudehnen,

wie nur je ein Staatengebilde, das sich in einer schönen Erregung seiner seelischen Triebe und in der mannhaften Zusammenfassung seiner materiellen Kräfte auf die eignen Beine gestellt hat. Die Gründung von Kolonien, die von Holland ausgegangen ist, ist nicht etwa als ein bloßes Abstoßen überschüssiger Massen, sondern als eine Vermehrung der Volkskraft auf fremdem Boden zu denken. Da die natürliche nationale Basis nicht erweitert werden konnte, so sollten die Ansiedlungen den Ersatz für diesen Mangel geben. Aber diese aus dem nationalen Drange hervorgegangnen Außenposten gingen im Sturm der Zeiten verloren, und anstatt eine Stärkung des Mutterstaats zu werden, trug der Verlust der Kolonien nur dazu bei, dessen Widerstandskraft noch weiter zu schwächen.

So verkümmerte Holland zuerst politisch, und bald begann sich der Niedergang auch auf andern Gebieten zu zeigen. Es ist eine natürliche Erscheinung, daß sich mit der wirtschaftlichen und der politischen Erhebung eines Volks auch alle andern Lebenstriebe steigern und in Hervorbringung von Thaten hinter den führenden Kräften nicht zurückbleiben wollen. Niederländische Malerei und niederländische Baukunst gaben einmal der Welt die Gesetze, und in Sachen der philologischen und der juristischen, der historischen und der theologischen Wissenschaft standen die Leistungen der holländischen Universitäten hinter keiner Hochschule des Kontinents zurück. In der Dichtung zwar haben die Niederländer niemals dieselbe Höhe erklommen, aber die Gemälde eines van Dyk, eines Rembrandt, eines Rubens und Ruysdael entfalten so viel epische und lyrische, aber vor allem dramatische Poesie, daß damit ein voller Ersatz für den Mangel im Wort gegeben scheint.

Aller dieser Glanz ist mit dem Verfall der politischen Selbständigkeit Hollands unter dem zermalmenden Gang der großen europäischen Kriege verblieben. So bestätigt sich auch hier die Erfahrung, die überall in der Geschichte gemacht wird, daß mit der politischen Gestaltungskraft eines Volks die Möglichkeit seiner geistigen Entfaltung durchaus zusammenhängt. Das staatliche Bestehn Hollands beruht seit den Tagen der französischen Revolution und Napoleons, der ihr größter Sohn war, nur noch auf dem guten Willen oder besser gesagt auf der Eifersucht der Großmächte, die auf dem Wiener Kongreß den Staat neu gründeten und ihm in Folge der Ereignisse des Jahres 1830 abermals eine andre Form gaben. Nicht als ob sie um die verkleinerten Niederlande, wie um das davon losgerissene Belgien, den Mantel der von allen anerkannten Neutralität geworfen hätten, aber thatsächlich ist die Lage Hollands doch kaum anders als die seines neugeschaffnen Nachbarstaats.

Belgien ist für neutral erklärt worden, das heißt, die Belgier sollen in allen Händeln, in die die großen Mächte geraten können, unbeteiligt sein. Wie vortrefflich sich nun auch diese Unbetheiligkeit auf dem Papiere macht, so hat sie doch nicht bloß die Seite, daß der durch sie geschützte Staat im Widerstreit der geltenden Kräfte vor den Übergriffen des Mächtigeren gesichert sein, mit andern Worten in ihrem Gegeneinander nicht leiden soll, sondern sie hat

auch die andre, daß er nicht handeln darf, oder um es anders zu sagen, daß er sich mit der Hinnahme der Neutralität auch der Kraft und des Rechts des selbstherrlichen Anstoßes begeben hat.

Formell steht nun freilich Holland nicht so, aber aus den Erfahrungen, die es mit der Abtrennung Belgiens von seinem Staatsleibe gemacht hat, kann es sich selber klar machen, daß es mit der Betonung seiner freieren Stellung über den Zustand politischer Entmannung ebensowenig hinauskommt, wie das staatsrechtlich gebundene Land der Belgier. Auch ist es nicht anders, als daß sich diese Verarmung an dem besten Teile seiner Kraft natürlich und folgerichtig auch auf das Gebiet anderer freier Möglichkeiten erstreckt. Nicht alle Gründe, die die Erscheinung bewirkt haben, mögen auf dieser Seite zu suchen sein, aber es ist eine Thatsache, an der nicht gerüttelt werden kann, daß mit dem Sinken des politischen Vermögens die geistige Erschlaffung gleichen Schritt gegangen ist. Die holländischen Universitäten haben lange aufgehört, tonangebend zu sein, und statt sich zeugungskräftig zu zeigen, sind sie schon lange empfangend geworden. Nicht, als ob Wissenschaft und Kunst keine ausreichende Pflege mehr fänden, aber die Holländer können es nicht leugnen, daß, wie ihre politische Haltung auf den Standpunkt des keins von beiden hinabgesunken ist, so ihr rein geistiges Streben den ausgeprägt nationalen Charakter verloren hat.

Völker wollen wie die einzelnen Menschen etwas haben, woran sie ihr Herz hängen, sie müssen eine Arbeit haben, an die sie ihre ganze Kraft setzen können. So haben sich neuerdings die Holländer mit großem Eifer dem Studium ihrer Sprache und der Pflege ihrer Litteratur zugewandt. Aber abgesehen davon, daß sie den eigentlichen Anstoß dazu von außen her durch die belgischen Bläminger erhielten, die sich seit dem Jahre 1870 ihrer Stammesverwandtschaft zu erinnern anfangen, haben weder ihre Forscher noch ihre Dichter die Erfolge gehabt, die über einer mittlern Stufe liegen und mehr als hohe Achtung beanspruchen können. Es ist natürlich und leicht erklärlich. Wie Land und Volk zu schwach waren, in widrigen Zeiten die Selbstständigkeit des Staatslebens zu behaupten, so ermangelt ihre Sprache der Tiefe und des Umfangs, die hervorragenden Geistern den genügenden Spielraum bietet.

Mit einem Worte, die Sprache der Niederländer ist ein Idiom, wie andre Abplisse des großen teutonischen Sprachstamms. Der Gelehrte ist mit seiner Forschung bald an der Grenze, wo er in das weitere allgemeine Gebiet übertreten muß, und der formengestaltende Dichter findet nicht Tiefe genug, für seine Gedanken und seine Vorstellungskraft, für seine Empfindungen und seine Ahnungen den Wortschatz heraufzuholen. Also auch hier wie überall die Unzulänglichkeit, die den besten Willen lähmt, oder ihn doch nicht zu der Genialität des Schaffens gelangen läßt, die über das Unbegrenzte gebietet. Gelehrte von Bedeutung haben allerdings die Erscheinungen der Sprache unter Regel und Gesetz gebracht, aber die Wirksamkeit der holländischen Grammatik hört an der Grenze des Landes auf. So kann auch das nicht geleugnet werden, daß in der Dichtung höchst aner kennenswerte Leistungen vorliegen,

doch sprachlich sind sie auf die Dauer nicht von höherm Wert als die Werke Fritz Reuters, der niemals daran gedacht hat, dem Plattdeutschen eine selbständige Stellung neben dem Hochdeutschen zu verschaffen.

Der Niedergang des holländischen Lebens ist an allen Stellen erkennbar, wo sein Pulsschlag fühlbar wird, doch vielleicht am wenigsten an dem Punkte, der am meisten unter dem Auge der Öffentlichkeit liegt. Für den ersten Blick ohne Zweifel auffällig, aber wer länger zusieht, der wird über den Grund der Erscheinung bald ins Klare kommen. Denn er wird einsehen, daß die Kraft, die einstmals diesen Staat in die Reihe der Größesten gehoben hat, wohl niedergedrückt, aber niemals hat unterdrückt werden können. Holland liegt an einer der günstigsten Stellen der ganzen europäischen Küste, an dem Punkte des Atlantischen Ozeans, wo Ost und West sich scheiden, und sich Nord und Süd die Hand reichen. Nicht als ob die Menschen, die hier wohnen, den Reichtum, den das Meer in seinen Tiefen birgt, mühelos entgegennehmen könnten, als ob ihnen der Zins von den Gaben, die das Land erzeugt, und die von der Woge weiter getragen wird, ohne den Preis schwerer Arbeit in den Schoß fielen. Nein aber das ist es gerade, daß an diesen Küsten von jeher ein Geschlecht wohnt, das mit starken Sehnen und festen Herzen bewehrt die Arbeit liebt und die Anstrengung aufsucht.

Der Atem des Meeres hat wie vordem noch immer seine verjüngende Kraft, und im Kampf mit der rollenden Woge und dem Wüten des Sturms feiert hier die Menschheit so frisch wie nur irgendwo anders die ewig wiederkehrende Auferstehung. Die Fülle des Meeres an Fischen ist unererschöpflich, und daß Handel und Verkehr an diesen Buchten der Nordsee jemals ins Stocken geraten könnten, ist undenkbar. Durch Fischerei und Schifffahrt ist für reichen Erwerb in den breiten Massen des Volks gesorgt, und heiße, wagemutige Arbeit sichert das Hinaufsteigen des Reichtums in die Kreise, die sich über den Tiefen wölben. Nirgends trifft den Reisenden, der das Land betritt, der Eindruck, als ob es den Leuten, die er sieht, schlecht ginge. Denn nicht der See allein hat der Holländer es zu verdanken, daß sein Land unter dem Schimmer der Behäbigkeit ruht.

Während der Zeit ihrer politischen Versumpfung haben die Niederländer die Muße und das Geld, das sie sonst für Flotte und Heer ausgegeben hätten, mit Bienenemsigkeit dazu benutzt, die Schätze zu heben, die trotz der scheinbaren Armut unter der Decke ihres Bodens schlummerten. Die Niederlande waren von jeher das Land der Kanäle, aber was früher nur für den mehr oder weniger breiten Gürtel des Marschlandes an der Küste charakteristisch war, das ist im Laufe der letzten Jahrzehnte bis an die deutsche Grenze ausgedehnt worden. Wo sich ehemals unabsehbare Heide- und Moorflächen dehnten, da ist mit Hilfe von großen und kleinen Wasserstraßen der Torf abgehoben worden, und jetzt fährt man tagelang zwischen fruchtbaren, grünen Weiden durch, die von zahllosen Rinderherden belebt sind. Kein Wunder, daß Landwirtschaft und besonders Viehzucht eine Blüte zeigen, wie sie anderswo selten erreicht worden ist.

Wie auf dem Lande so ist es auch in den Städten. Es ist keine von ihnen, die auch nur annähernd wie Venedig durch den politischen Verfall den wirtschaftlichen sehen ließe. Überall Wachstum und Gedeihen, und wie in Deutschland zeigt ein reicher Kranz von Neubauten um den alten Kern der Orte die steigende Wohlhabenheit. Die mittlern Städte sind nicht in dem Maße gewachsen wie ihre Schwestern jenseits der deutschen Grenze, und Amsterdam hat seinen Glanz an London und Hamburg abgeben müssen. Trotzdem behauptet diese Stadt noch immer ihren Platz unter den Großstädten des Handels. Es wäre ein Wunder, wenn in einem so bevölkerten Lande wie Holland nicht eine zahlreiche Sozialdemokratie ihrer Stärke entsprechend den Mund vollnähme; indes hat ihr Gerede über Massenverelendung hier so wenig Sinn wie allerorten sonst, wo einem normalen Fortschritt keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist eine Thatsache, die in Holland so wenig wie in Deutschland geleugnet werden kann, daß mit der allgemeinen Bevölkerungszunahme der Mittelstand an Zahl und Gewicht zugenommen hat, vielleicht noch darüber hinaus.

Bietet somit auch von diesem Standpunkt aus die wirtschaftliche Lage Hollands ein erfreuliches Bild, so darf man freilich dabei seinen Blick nicht auch rückwärts wenden wollen; denn Vergleichen mit einer frühern Zeit sind hier nicht minder unstatthaft, als überall sonst, wo die Thatkraft durch eine übel angebrachte Sehnsucht gelähmt wird. Vor dreihundert bis zweihundertfünfzig Jahren waren die Niederlande führend, jetzt fahren sie im Schatten der Großen und müssen sich häufig mit den Brosamen begnügen, die von den Tischen der Mächtigen fallen. Darüber hilft dem Volke weder sein Nationalstolz hinweg, noch der Besitz seiner reichen Kolonien, den es sich aus einer bessern Zeit herüber gerettet hat. Vernünftiger ist es, den Blick vorwärts zu richten und mit den Erfahrungen aus der Vergangenheit das Auge für die Zukunft zu schärfen.

In den zuletzt verfloßenen Jahrhunderten ist die politische Selbständigkeit der Niederländer unter der Zusammenballung der großen Nationalstaaten Europas verloren gegangen, mögen sie zusehen, wie es ihnen ergeht, wenn sich dieser Prozeß mit der Festhaltung des Nationalitätsgrundsatzes wirtschaftlich über die Grenzen der Kontinente hinweg in die Welt hinein fortsetzt. Amerika hat die Monroe doktrin keineswegs aufgegeben und greift weit über den Begriff des Panamerikanismus hinaus echt imperialistisch nach allem, dessen es irgend in den Räumen der Erde habhaft werden kann. England betont sein Angelsachsen tum schärfer als jemals vorher und schlägt dabei seine Polypenarme immer weiter und fester um das, was irgend unter seinen Griffen liegt. Das Altrussentum hat über eine mildere Form der politischen Anschauung innerhalb seiner Grenzen endgiltig den Sieg davon getragen; unaufhaltsam drängt Rußland vorwärts, und schon gehört ihm fast halb Asien. Gegen dieses mächtige Ausgreifen scheinen die beiden Großstaaten Österreich und Italien aus Mangel an Atem schon endgiltig von weiterem Wettbewerb zurückgetreten zu sein. Frankreich und Deutschland behaupten sich, das zweite

sogar unter siegreicherm Vordringen seines Handels, dem eine großartige Industrie die mannigfachsten Werte liefert. Aber es ist ein steiler Weg, den das Deutsche Reich wandelt, und es wird von ernstern Gefahren umlauert.

Die drohendste liegt darin, daß sich die Riesenreiche wirtschaftlich gegeneinander und gegen die übrige Welt abschließen und damit zu der „Mutartie“ gelangen, die deshalb eine ungemessene Lebensdauer verspricht, weil sie in sich die ausreichende Fülle nicht bloß der Kräfte, sondern auch der Gegensätze trägt. Zwischen diesen Mächten nun möchten Deutschland und Frankreich sich immer noch Wege offen halten können, breit genug, mit Vorteil darauf zu fahren, aber Kleinstaaten wie Holland würden dadurch in eine Enge getrieben, die ihnen den Atem auspressen müßte. Im großen müßten sich die Niederlande ohne Widerspruch gefallen lassen, was ihnen im kleinen einstmals die Navigationsakte Cromwells auferlegte. Aller Protest gegen Vergewaltigung würde ihnen so wenig helfen, wie im Beginn des letzten Jahrhunderts der Notschrei der Völker, die in der Zwickmühle der Napoleonischen Kontinentalsperre und der englischen Gegenmaßregeln saßen.

Gründe und Vorstellungen der Holländer würden weder günstige Handelsverträge herbeiführen können, noch würde ihre Stimme bei der Regelung des Seerechts gehört werden. Nach beiden Seiten hin haben sie Erfahrungen genug gemacht, und wenn sie an denen nicht genug haben, mit denen sie an ihrem eignen Leibe heimgesucht worden sind, so mögen sie in der Geschichte nachschlagen, um sich über die eigne Weise des Verfahrens in Sachen des Handels und der Seegewalt zu belehren. Wenn ihnen auch in dem schon anhebenden Gedränge um die Neuverteilung der Welt der Besitz ihrer Kolonien erhalten bleiben könnte, würde doch der Gewinn aus den Plantagen nicht im Verhältnis zu dem darauf verwandten Fleiße stehn, und wenn sie die glänzendste Industrie hätten, so würde alle daran gesetzte Anstrengung schwerlich viel mehr als die Kosten einbringen, die sie verursacht hätte. Man spricht in der letzten Zeit viel von den „offnen Thüren,“ die die Länder dem Handel lassen sollten, aber wo das der Fall ist, da ist immer nur der eigne Vorteil im Spiele. Wie es aber in Wirklichkeit gemeint ist, das kann man zur Genüge aus den Vorschlägen ersehen, die schon seit Jahr und Tag die kanadischen Kolonien dem englischen Mutterlande zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gemacht haben.

Wenn einmal die großen wirtschaftlichen Zusammenschlüsse, und zwar nur erst von den genannten drei Mächten gemacht sind, dann werden diese untereinander verhandeln und werden sich unter Druck und Gegendruck für den Austausch ihrer Waren das Maß von Vergünstigungen bewilligen, das in der Balance zwischen dem eignen Interesse und der fremden Machtstellung liegt. Wie wird es aber mit Holland aussehen? Vielleicht wird man es dulden, wie man jetzt noch Portugal duldet, aber wenn es glaubt, seine Schiffs-ladungen noch mit demselben Erfolg wie jetzt auf dem Weltmarkt anbringen zu können, wird es weder mit den Erzeugnissen seines Gewerbesleißes, noch

mit denen seiner Plantagen an den Zollbarrieren der Mächtigen das gehoffte Glück finden.

Wenn irgend ein Land mit seiner augenblicklichen Stellung in der Welt lehrreich für die Niederlande sein kann, so ist es Portugal. Lord Salisbury, der augenblicklich die Regierung in England führt, hat vor längerer Zeit in öffentlicher Rede gesagt, daß die romanischen Staaten dem Untergange geweiht zu sein schienen. Vielleicht würde er sich wahrhaftiger und korrekter ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte, daß sich, wie in der Gegenwart die Dinge liegen, diese Staatenbildungen dem rücksichtslosen Andrängen des Imperialismus am wenigsten gewachsen zeigten. Spanien ist vor dem brutalen Ansturm Amerikas in die Kniee gesunken, und Portugal hängt wie eine Fliege in dem grauen Tangle einer Kreuzspinne, ohne Erbarmen dem monopolistischen Börsen- und Merkantilsystem Englands preisgegeben. Die Buren sind ein echter Zweig am Stamme germanischen Volkstums, und deswegen sind sie vielleicht nicht gar so leicht zu unterdrücken, aber sind sie deshalb, weil ihr Kampf länger dauert, weniger dem Untergange geweiht? Wie den Transvaalern und den Dranjefreistaatlern, die ihre direkten Abkömmlinge sind, wird es den Niederländern nicht gehn, aber niemals wird die bloß germanische Abstammung sie davor bewahren, daß sie auch einmal, wenn sie sich nicht sonst vorsehen, in englischer Verstrickung hangen bleiben. Oder hat etwa das germanische Blut der Nachkommen Tells und Winkelrieds diese davor gehütet, in die Abhängigkeit vom englischen Gelde zu versinken? Es ist zwar nur das Geld, das die Briten für die Schönheiten ihrer Berge an die Schweizer Hotels zahlen, aber die wirtschaftliche Abhängigkeit wird dadurch nicht edler und erträglicher.

Wenn die Niederländer die Lage ihres Landes rein sachlich betrachten, wenn sie unter mannhaftem Zurückdrängen jeder Gemütsregung, die die gewesene Größe in Rechnung stellen möchte, nur die Wirklichkeiten ins Auge fassen, von denen sie in einer harten Welt umdrängt werden, so müssen sie finden, daß die Stellung, die sie gegenwärtig in der Welt einnehmen, sehr zu ihren Ungunsten von der verschieden ist, in der sie zu Zeiten Philipps II. und Herzog Albas waren. Damals konnten sie mit der wirtschaftlichen Unabhängigkeit die politische Freiheit erkämpfen, jetzt mit Hilfe der einen die andre retten zu wollen, wäre ein Gedanke, der nirgends Aussicht auf Verwirklichung fände. Schon aus dem Grunde nicht, weil Holland nach keiner Seite hin eine irgend nennenswerte Bündnisfähigkeit aufweisen kann. Es läßt sich kein Krieg in Europa denken, in dem nicht der kriegführende Teil, dem von Holland als souveräner Macht ein Zusammengehn angeboten würde, besser thäte, dieses Bündnis als völlig unzutraglich zurückzuweisen. Bei jeder Abschließung eines Handels muß etwas geboten werden, aber Holland kann nicht nur nichts geben, sondern es muß alles fordern. Der Verbündete, an den es sich wendete, würde sowohl den Schutz des holländischen Stammlands wie den seiner Kolonien übernehmen müssen, ohne dafür etwas zu erhalten,

was einem Äquivalent ähnlich sähe. Oder würde es dieses Äquivalent entweder mit der Aufopferung seiner politischen Gleichberechtigung oder mit der Preisgabe seiner überseeischen Besitzungen zahlen wollen? In beiden Fällen würde es dann vor dem Kriege aufgeben, was es sich mit dem Kriege zu erhalten wünscht. Das ist eben der Fluch dieses Zwitterzustands, unter dessen Schutz Holland sich ohne eigne Rüstung geborgen hat, daß seine Umhüllung im Kriege gerade soviel nützt, wie ein Papiermantel im Gewittersturm. Und Verträge?

Im Kriege fliegen die Paragraphen jedes Neutralitätsvertrags wie Papierfetzen in der Luft umher, und Holland könnte es in dem über kurz oder lang ausbrechenden Kriege passieren, daß es, bevor noch seine Berufung auf eine dieser leicht beschwingten Federflocken laut geworden wäre, schon sowohl seine heimischen Provinzen wie seine fernen Kolonien von einer der kriegführenden Mächte besetzt sähe. Denn diese haben während des tobenden Kampfes Stützpunkte und Hilfsmittel nötig und beim Friedensschluß Faustpfänder, die sie als Trümpe ausspielen. Auch hierüber haben die Niederlande nicht bloß in der Form des Leidens, sondern auch in der des Handelns soviel Erfahrung gemacht, daß sie mehr als ausreichend ist, sich Belehrung daraus zu holen.

Da wirklich denkende Köpfe auf der Welt immer noch in der Minderzahl sind, so ist es nicht auffällig, daß im allgemeinen die Leute in Holland nicht merken, was um sie herum vorgeht. Die Menschen sitzen an ihren Herdfeuern, und so lange das Wasser kocht und der Schornstein zieht, hats keine Not mit dem bange machen. Wonach anders sollen wir die Zukunft bemessen als nach dem, was wir persönlich erlebt haben? So weit unser Gedächtnis zurückreicht, hats nicht gebrannt, warum sollte es denn jetzt plötzlich einschlagen? Spielen wir doch nicht mit dem Feuer, das unsern friedlichen Wohnungen verderblich sein soll; wer sollte seine sengende Glut denn herantragen, daß sie ihre Mauern zerstöre mitsamt dem krönenden Dachstuhl? — Nein, ihr spielt nicht mit dem Feuer, und vor dem blinden Zufall des Blitzes braucht ihr euch auch nicht zu fürchten, aber das Verhängnis ist es, das euch umlauert, mögt ihr es nun auf euch herabgezogen haben oder nicht, und die Notwendigkeit, die euch immer eiserner umklammert, mögt ihr nun selbst ihren Grund gelegt haben oder andre.

Das ist die Wahrheit, an der nicht vorbei zu kommen ist, und wenn sich auch die Unwissenheit und die Harmlosigkeit gern trösten und sich hinhalten lassen mit dem, was sie den Tag über sehen, und wenn sich auch zu ihnen der menschlich leicht erklärliche Trost gesellt, der sich vor dem Unabwendbaren aufbäumt, weil es ihn nach einer Seite drängen würde, die ihm verhaßt ist, so giebt es doch viele kluge Leute in Holland, die zugleich ehrliche Menschen sind, die dieser Wahrheit die Ehre geben und sich mit lautem Bekenntnis vor ihr verbeugen. Viel, vielleicht das meiste hat dazu die Erfahrung beigetragen, die sie an Deutschland gemacht haben. Nicht bloß die, daß das Deutsche Reich

friedlich bis ins Mark hinein ist und auch seinem kleinsten Nachbar keine Befürchtungen vor kriegerischen Überraschungen einflößt, sondern vor allem die Erkenntnis, daß es sich von deutscher Seite her um Eroberungen wirtschaftlicher Natur handelt. Was sich im langsamen Zuge aus den Weiten der Welt auf Holland zu bewegt, davon hört es den Wind schon auf der deutschen Grenze pfeifen. Nicht die Anlage eines Kriegshafens an der Knof giebt dem unbefangnen Urtheil in Holland Anlaß zu Besorgnis, sondern die Vorbereitungen, die von der deutschen Regierung getroffen werden, die Stadt Emden zu einem großen Handelshafen zu machen und damit einen weitem breiten Zutritt zum Meere zu gewinnen, das uns in den letzten Jahrzehnten schon so vertraut geworden ist.

Die Ausweitung und die Vertiefung des Emden Hafensbassins zugleich mit der Verbreiterung der Schleusenanlagen war das erste, was die Regierung that, um der fast nur noch in der Erinnerung dämmernden Stadt wieder Thatskraft einzuflößen, das zweite war die Anlegung des Ems-Jadekanals, der die Bestimmung hatte, Emden auch von der oldenburgischen Seite Zuzug zu bringen. Diesen Veranstellungen sah die holländische Regierung mit einer Ruhe zu, die wenig oder gar keine Erschütterung erlitt, freilich in der Gewöhnung von früher her die ausreichende Erklärung fand. Auch die hannoversche Regierung hatte schon was in ihren Kräften stand gethan, die Stadt ihrer zähen Verschlickung zu entreißen, aber es war eben beim alten geblieben.

Da kamen die achtziger Jahre und mit ihnen der wunderbare Aufschwung im Handel und in der Industrie, der Deutschland in diesen Dingen an die zweite Stelle der führenden Staaten rückte. Emden nahm trotz der Verbesserung seiner Hafenanlagen nicht teil daran, höchstens daß man von einer Vermehrung der Heringsslotte um einige Schiffe hörte. Aber die Regierung ließ den Lauf der Ems und den Dollart nicht außer acht. Wenn der deutsche Handel in der ganzen Welt seine kühnen Vorstöße machte und immer mehr Raum gewann, so durfte doch auf vaterländischem Boden das Hinterland dieses Flusses nicht länger als nötig unter der Ausbeutung des fremden Handelsgeistes liegen bleiben. Ostfriesland hatte sich schon immer als die natürliche Fortsetzung des westfälischen Emslandes betrachtet, und diesem Gedanken entsprechend war gleich nach der Annexion von Hannover die Landdrostei Aurich unter die Eisenbahnverwaltung in Münster gestellt worden. Es war deshalb eine strenge Folge-richtigkeit, wenn mit dem Bau des Dortmund-Emskanals eine noch engere Verknüpfung der ostfriesischen Küste mit dem hinter ihr liegenden Lande angebahnt wurde.

Über die Bedeutung des Dortmund-Emskanals ist seiner Zeit, wie es bei einer so großen Anlage ganz natürlich ist, viel geredet und geschrieben worden. Daß es sich bloß kaufmännisch betrachtet zunächst darum handelte, der englischen Kohle durch Verminderung der Transportkosten der deutschen aus dem Ruhrgebiete Konkurrenz zu machen, leuchtet jedem ein, war aber für die Regierung, die auf einer höhern Warte steht, weder der erste noch der aus-

schlaggebende Beweggrund. Das war der, und darüber haben sich die Minister der verschiednen Ressorts in den Parlamentsverhandlungen sattsam ausgesprochen, den Handel an der deutschen Westgrenze den Rhein hinunter auf das diesseitige Gebiet zu ziehen und ihn damit möglichst von den holländischen Häfen unabhängig zu machen. Freilich war von diesem Standpunkt aus der geplante Kanal nicht als ein in sich geschlossenes Werk, sondern als eine Anlage betrachtet, die erst dann als bis zu einem gewissen Grade vollendet erscheinen konnte, wenn sie von Dortmund bis an den Rhein fortgeführt wurde.

Denn die Verbindung mit der Elbe oder der Bau des sogenannten Mittelkandkanals würde zwar auch eine außerordentliche Förderung der an der Ems liegenden Interessen bedeuten, aber doch nicht in höherm Maße, als dies bei der Weser und der Elbe der Fall ist, und andrerseits hat sie mit den holländischen Angelegenheiten nichts zu thun. Diese werden lediglich von zwei Fragen umschlossen, von denen die erste leicht beantwortet ist. Daß das rheinisch-westfälische Industriegebiet von den Massengütern, die es erzeugt, und die es bis dahin den Rhein hat hinabfahren lassen, einen großen Prozentsatz an die neue Wasserstraße abgeben wird, darüber braucht weiter kein Wort verloren zu werden, weil zum Teil die Thatsache schon vorliegt. Was aber die zweite Frage anbetrifft, so kommt es für den Augenblick weniger darauf an, ob sich ein größerer Teil der von Süden her kommenden Güter vom Rhein auf die Emslinie wird abdrängen lassen, sondern darauf, daß die Regierung ernsthaft beginnt, Stellung zu ihr zu nehmen.

Der Rhein ist von allen deutschen Strömen der verkehrsreichste, aber während sein Ober- und sein Mittellauf von deutschen Grenzen umschlossen sind, liegen seine Mündungen und der größte Teil seines Unterlaufs auf dem Gebiet des fremden Staats. Nicht, als ob dies den rechtlichen Sinn zur Eroberung anstacheln dürfte, aber es regt mit gutem Rechte die Erwägung an, ob die dadurch geschaffnen Nachteile nicht auf anderm Wege auf ein Mindestmaß zurückgeführt werden können. Solange Deutschland in sich zerklüftet und uneinig war, und das Königreich Preußen, das wegen seiner westlichen Provinzen das größte Interesse an der Sache hatte, andre, größere und wichtigere Aufgaben vor sich sah, war nicht daran zu denken, wie dem handelspolitischen Übergewicht Hollands durch Anlegung von Kanälen begegnet werden könnte. So hat denn auch dieser Staat die Gunst seiner Lage in einer Weise ausgebeutet, die ihm, wenn man nicht andre als materielle Rücksichten in dem Zusammenhang der Dinge suchen will, um so weniger verdacht werden konnte, als durchaus nicht einzusehen war, daß sich die politische Gestaltung Deutschlands jemals ändern könnte.

(Fortsetzung folgt)

